

Manfred Iwert
Berthold Lomberg
Thomas Brendel

**RESSOURCEN- UND
LÖSUNGSORIENTIERTES ARBEITEN IN
PÄDAGOGISCHEN HANDLUNGSFELDERN**
vor dem Hintergrund eines fachlich veränderten Leitbildes



Eine
wissenschafts-
philosophische
Begründung und
methodisch
konzeptionelle
Aufbereitung am
Beispiel Elterntraining

ibidem

Manfred Iwert
Berthold Lomberg
Thomas Brendel

**RESSOURCEN- UND LÖSUNGSORIENTIERTES
ARBEITEN**

IN PÄDAGOGISCHEN HANDLUNGSFELDERN

vor dem Hintergrund eines fachlich veränderten Leitbildes

Eine wissenschaftsphilosophische Begründung
und methodisch konzeptionelle Aufbereitung
am Beispiel Elterntraining

Covergestaltung: Günter Bertling und Manfred Iwert

Titelbild: La Meta (Das Ziel) 2001 – Öl auf Leinwand – 265 x 141 cm
Rosario De-Simone

Manfred Iwert, Berthold Lomberg, Thomas Brendel

**RESSOURCEN- UND LÖSUNGSORIENTIERTES ARBEITEN IN
PÄDAGOGISCHEN HANDLUNGSFELDERN**

vor dem Hintergrund eines fachlich veränderten Leitbildes

Eine wissenschaftsphilosophische Begründung und methodisch
konzeptionelle Aufbereitung am Beispiel Elterntraining

ibidem-Verlag
Stuttgart

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

∞

ISBN: 978-3-8382-5566-8

© *ibidem*-Verlag
Stuttgart 2005
Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und elektronische Speicherformen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Vorwort

Der 'ressourcen- und lösungsorientierte Ansatz', kurz (RelösA), ist zwar nicht unbedingt 'neu', aber er beginnt sich erst allmählich auch bei uns zu etablieren. Erst in der jüngeren Vergangenheit lässt sich ein vermehrtes Interesse an diesem Ansatz in den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen registrieren. Dies dokumentiert sich nicht zuletzt in einer gestiegenen Anzahl diesbezüglicher Publikationen. Als konzeptionelles methodisches Vorgehen stellt dieser Ansatz das gewohnte Denken und Behandeln von Problemstellungen grundsätzlich in Frage und stellt diesem eine andere, veränderte und neue Sichtweise gegenüber. Vereinfacht formuliert lautet das Credo: von der gewohnten und üblichen 'Problemorientierung' hin zu einer konsequenten 'Lösungsorientierung' und von einer bislang 'defizitorientierten' Problembehandlung hin zu einer notwendigen 'ressourcenorientierten' Herangehensweise in der pädagogischen Arbeit. Nun haben persönliche Erfahrungen bei der theoretischen Vermittlung und praktischen Umsetzung dieser methodischen Konzeption in die berufliche Praxis den Autoren deutlich gezeigt, dass es vielen Pädagogen zunächst einige Mühe und Überwindung kostet, sich von den üblichen und gewohnten Denk- und Behandlungsweisen gegenüber Problemstellungen zu lösen und sich auf neue ungewohnte Sichtweisen im methodischen Vorgehen einzulassen. Zu tief scheinen gewohnte Denkmuster in unseren Köpfen verwurzelt zu sein. Einige Pädagogen standen diesem Methodenverständnis darum zunächst eher mit einer gewissen Distanz und Skepsis gegenüber.

Aber gerade hier möchten die Autoren den thematisch Interessierten ausdrücklich Mut zusprechen, sich nicht vorschnell von diesem ungewohnten Denken abschrecken zu lassen. Persönliche Erfahrungen haben nachhaltig gezeigt, dass nach einer anfänglichen Phase der Ablehnung, der Bedenken und der Skepsis nicht selten die Phase einer gewissen Neugier eintritt. Diese methodische Verfahrensweise ruft dann eher eine gewisse Faszination sowie ein verstärktes Interesse und Engagement bei den Seminarteilnehmerinnen hervor. Hat man sich erst einmal mit diesem zunächst ungewohnt anmutenden konzeptionellen Aufbau angefreundet und den Kern der verfahrenstechnischen Zusammenhänge erfasst, dann erscheint einem diese Art der methodischen Vorgehensweise sehr nahe liegend. Man ist dann fast geneigt, sich zu fragen, warum man nicht selbst und schon viel früher auf die Idee gekommen ist, methodisch in dieser Art zu verfahren.

Mit der vorliegenden Publikation möchte das Autorenteam alle theoretisch wie praktisch-methodisch interessierten pädagogisch Professionellen sowie Laien ansprechen und erreichen, die vor dem Hintergrund der gegenwärtigen gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Wandlungsprozesse nach geeigneten wie zeitgemäßen Behandlungsmethoden zur Konstruktion individueller Lösungen bei individuellen Problemstellungen Ausschau halten. Dabei geht das Autorenteam davon aus, dass ein zeitgemäßes fundiertes methodisches Repertoire und know how für eine professionelle Arbeit in pädagogischen Arbeitsfeldern unerlässlich ist. Alle pädagogisch Interessierten, die diese Auffassung teilen und ihr methodisches Repertoire in dieser Hinsicht ergänzen und erweitern wollen, finden in dieser Arbeit ein zwar ungewöhnliches, aber modernes, praktisch und theoretisch begründetes Rüstzeug.

Das Autorenteam

Manfred Iwert, Dr. phil., befasst sich seit einigen Jahren mit diesem methodischen Ansatz in Forschung und Lehre. In seiner Lehrtätigkeit an der Fachhochschule für Sozialwesen in Bielefeld und diversen Fortbildungseinrichtungen vermittelt er diesen Ansatz in Theorie und Praxis. Darüber hinaus gilt sein spezifisches Interesse hier der Vermittlung der philosophischen Grundlagen, die dieses methodische Vorgehen begründen. Die Auseinandersetzung mit der Philosophie und hier insbesondere mit den phänomenologischen Studien von Edmund Husserl, Martin Heidegger und Ludwig Wittgenstein haben wesentlichen Einfluss auf sein wissenschaftliches Denken und Arbeiten genommen und begründen letztlich seine Hinwendung zur Philosophie des "Sozialen Konstruktivismus". Nicht zuletzt begründet sich vor diesem Hintergrund auch die besondere Nähe, um nicht zu sagen eine gewisse Art von Seelenverwandtschaft zu der ressourcen- und lösungsorientierten methodischen Konzeption.

Berthold Lomberg ist Lehrender an der Fachhochschule für Sozialwesen in Bielefeld und in unterschiedlichsten Bereichen der Fortbildung tätig. Er befasst sich seit vielen Jahren in Theorie und Praxis mit dieser methodischen Konzeption. Neben einer gesellschaftspolitischen Begründung dieser Konzeption gilt sein Interesse verstärkt dem anwendungs- und handlungsbezogenen Nutzen dieses Ansatzes für die konkrete Praxis in der Sozialen Arbeit im Allgemeinen und für die konzeptionelle Aufbereitung eines Elterntrainingsprogramms im Speziellen. Seine langjährigen Erfahrungen im Bereich der Vermittlung und des Trainings unterschiedlichster Methoden haben ihn zu der Überzeugung geführt, dass es sich beim ressourcen- und lösungsorientierten methodischen Vorgehen um eine ausgesprochen zeitgemäße, pädagogisch sinnvolle und zudem um eine ökonomisch höchst effiziente Konzeption handelt.

Thomas Brendel ist in den unterschiedlichsten Bereichen der Erwachsenen-, Behinderten- und Heilpädagogik tätig. Nach seinem Studium der Psychologie und Erziehungswissenschaften absolvierte er eine Ausbildung als Physio- und Sportphysiotherapeut. Seine Erkenntnisse aus den Bereichen der Motopädie und Psychomotorik sowie sein spezifisches Interesse an den fernöstlichen Bewegungskünsten Aikido und Qigong machten ihn zum Mitbegründer der Methode des Affektkontrolltrainings (A.K.T.). In einer ressourcen- und lösungsorientierten Zusatzausbildung zum Familientherapeuten entdeckte er eine Reihe von Parallelen und Zusammenhängen zu den

Grundlagen der fernöstlichen Bewegungskünste und entwickelte daraus ein körperorientiertes Begleit- und Unterstützungsprogramm für die Vermittlung der ressourcen- und lösungsorientierten Konzeption.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	5
Das Autorenteam.....	7
Inhaltsverzeichnis.....	9
Einleitung.....	15
Erstes Kapitel: Soziale Arbeit und gesellschaftlicher Wandel (LOMBERG)	23
1 Individualisierung in der Risikogesellschaft	23
1.2 Diskrepanz zwischen dem Mythos der Moderne und ihrer Realität	26
1.3 Konsequenzen für Familie und Ehe	28
1.3.1 Liebeshe als Ideal – Familie als Lebenssinn	28
1.3.2 Die Verhandlungsfamilie	32
1.3.3 Kinder: Zwischen Aufstiegswunsch und Abstiegsbedrohung	35
1.4 Es stellt sich nun die Frage: Was sind nützliche Dinge, die ein Mensch benötigt, um den Wandel durchzustehen?	39
1.4.1 Ergebnisse der Resilienzforschung	40
1.4.2 Kohärenzsinn: Das Herzstück der Salutogenese	42
1.4.3 Nützliche Kompetenzen und Lebensgrundhaltungen	42
1.4.3.1 Organisation des Selbstwertes	44
1.4.3.2 Das Individuum als Selbst-Subjekt der Lebensführung	45
1.4.3.3 Bildung bezieht sich auf folgende Ebene des Selbst	46
1.4.3.4 Einstellungs- und Haltungsbildung	47
2 Die Bedeutung von Individualisierung und Pluralisierung für die Soziale Arbeit	51
2.1 Gesellschaftliche Widersprüche und individuelle Verarbeitung	53
3 Verändertes Qualitätsprofil für Helfer und Dienstleister in der Sozialen Arbeit	54
3.1 Neue Fachlichkeit: Rollenprofil, Qualifikationsmerkmale	54
Zweites Kapitel: Methodische Ansätze in der Sozialen Arbeit auf Grundlage eines fachlich veränderten Leitbildes (IWERT/LOMBERG)	59
1 Vom problem- zum ressourcen- und lösungsorientierten Paradigma in der Sozialen Arbeit	59
1.1 Das problemorientierte Paradigma: Vorbild im medizinischen Modell	62

1.1.1	Die defizitäre Wahrnehmung: Inszenierungen der Hilfebedürftigkeit in der Sozialen Arbeit	63
1.1.1.1	Die Metapher des Defizits in Gestalt einer sozialisationstheoretischen und medizinischen Deutungsfolie	64
1.1.1.2	Der Prozess der Klientifizierung: in den Fängen der Problem-Expertinnen	66
1.2	Von der Klientifizierung der Pathologisierung- und Defizitperspektive zur Ressourcenorientierung	68
1.2.1	Empowerment, die Philosophie der Menschenstärke: ressourcenorientierte Wahrnehmung	69
1.2.1.1	Inhaltliche Akzentuierungen des Empowerment-Konzeptes	71
1.2.1.2	Das Empowerment-Konzept in seiner Grundlegung zur Individualisierungstheorie und 'Theorie individualisierter Lebensformen'	75
1.3	Über die Ressourcen zur Lösungsorientierung: Abschied vom Vorbild des medizinischen Modells	76
1.3.1	Die zentrale Charakteristik des ressourcen- und lösungsorientierten Paradigmas	78
1.3.1.1	Das neu verstandene Expertentum im Ansatz der Ressourcen- und Lösungsorientierung	80
2	Ressourcen- und lösungsorientierte Soziale Arbeit	82
2.1	Annahme eines Menschenbildes	83
2.1.1	Das Menschenbild von der Person als Prozess	84
2.1.2	Wahrnehmung	87
2.1.3	Wahrnehmung als intrapsychische Selektion	87
2.1.4	Funktionen von Normen	88
2.1.5	Das Erleben des Individuums	88
2.1.6	Spannungstoleranz	89
2.1.7	Interpsychische Beziehungen als Relativierung: Infragestellung versus Manipulation	89
2.1.8	Die Strukturen des Beziehungsfeldes: Kontaktgrenzen versus Abwehrgrenzen	90
2.2	Die veränderte Sichtweise	92
2.2.1	Eine dialektische Betrachtung beziehungsanalytischer Prozesse	92
2.2.2	Überwindung der traditionellen Sichtweise in der Sozialen Arbeit	97
2.2.3	Der Blick in die Zukunft unter Wertschätzung der Vergangenheit	99
2.2.4	Interpretation und Konstruktion von sozialer Wirklichkeit	100
2.2.4.1	Die Konstruktivistische Perspektive	101

2.2.4.2	Überprüfung der eigenen Deutungsschemata	104
3	Skizzierung der geschäftsmethodischen Konzeption der ressourcen- und lösungsorientierten Kurztherapie	105
3.1	Die theoretischen Grundannahmen des ressourcen- und lösungsorientierten methodischen Vorgehens	120
3.1.1	Systemtheoretische, sprachphilosophische und konstruktivistische Hinweise in den Grundannahmen der methodischen Orientierung	122
Drittes Kapitel:	Philosophische Grundlagen der ressourcen- und lösungsorientierten methodischen Konzeption (IWERT)	129
1	Die Grundannahmen der Ressourcen- und Lösungsorientierung im Blickfeld philosophischer und konstruktivistischer Implikationen	129
1.1	Die Idee des Konstruktivismus, ihre philosophischen Begründer und wissenschaftsdisziplinären Ausformungen	130
1.1.1	Der Konstruktivismus in systemtheoretischer Akzentuierung	131
1.1.1.1	Kognitivismus, die 'radikale' Version des Konstruktivismus	141
1.1.1.1.1	Von der 'radikalen-' zur 'gemäßigten' Position eines soziokulturell geprägten Konstruktivismus	149
1.1.1.2	Die Priorität der Beziehungsrelevanz im 'Sozialen Konstruktivismus'	155
1.1.1.2.1	Konstitutionsbedingungen und -ebenen individueller sozialer Konstruktionen von Wirklichkeit	156
1.1.1.2.2	Interaktionsräume im Zeichen gemeinschaftlicher Deutungs- und Bedeutungszuschreibungen	160
1.1.1.2.3	'Sprachspiele', Systeme interpersonaler Verständigung	166
1.2	Das konstruktivistische Paradigma im Blickfeld methodisch-konzeptioneller Konsequenzen	173
2	Der 'Soziale Konstruktivismus' im Blickfeld seiner philosophischen Grundlagenorientierung	176
2.1	Grundzüge der anthropologischen Existentialphilosophie Martin HEIDEGGERS	182
2.2	Ludwig WITTGENSTEINS existential begründete Sprachphilosophie	203
3	Der 'Soziale Konstruktivismus' im Blickfeld soziologischer, sozio-linguistischer und sozialpsychologischer Implikationen	217
3.1	Der symbolische Interaktionismus: Ein sozialpsychologischer Ansatz von Georg Herbert MEAD	218

3.1.1	Ervyn GOFFMANs Programm der interaktionistischen Rollentheorie	229
3.2	Die Ethnomethodologie, ein phänomenologischer Ansatz der Soziologie	231
3.3	Der wissenssoziologische Ansatz von Peter BERGER und Thomas LUCKMANN	244
3.4	Der 'Soziale Konstruktivismus' im Zeichen grundlegender philosophischer und erkenntnistheoretischer Implikationen	247
4	Die Grundannahmen der ressourcen- und lösungsorientierten methodischen Konzeption im Spiegelbild sozialkonstruktivistischer Relevanzen	264
4.1	Bedeutung und Erfahrung sind interaktional konstruiert	265
4.1.1	Die sozial verfassten individuellen Konstruktionen, der Sinnraum bzw. Bezugsrahmen einer Person	267
4.1.2	Das menschliche Leben, ein Prozess des stetigen Wandels und der Veränderungen	269
4.2	Das Sprachspiel der ressourcen- und lösungsorientierten Therapie	271
4.2.1	Möglichkeiten, die Form selbstreferenzieller Ziel- und Lösungsorientierungen im therapeutischen Sprachspiel	291
Viertes Kapitel: Das ressourcen- und lösungsorientiertes methodisches Vorgehen am Beispiel Elterntraining (LOMBERG)		297
1	Anwendungsbezogenheit des ressourcen- und lösungsorientierten Ansatzes (RelösA)	297
1.1	RelösA und KJHG	299
1.2	Konzeptbeschreibung von ressourcen- und lösungsorientiertem Elterntraining	299
1.2.1	Grundprinzipien des ressourcenorientierten Ansatzes	299
1.2.1.1	Der Respekt vor der Lebensautonomie der Klienten	300
1.2.1.2	Die Prozessorientierung des Trainings und der Beratung	300
1.2.1.3	Die vorrangige Zukunftsorientierung des Trainings- und Beratungsprozesses	301
2	Methodische Bausteine von ressourcenorientiertem Elterntraining	302
2.1	Zielfokussierung: Die Formulierung von 'wünschenswerten' Lebenszielen	302
2.2	Reframing: Die Suche nach lebensgeschichtlich zurückliegenden Zeiten und Settings des 'Lebensgelingens'	303

2.3	Stellvertretende Lebensdeutung und die Ko-Konstruktion von Lösungswegen	304
2.3.1	Die Kraft der kleinen Erfolge	305
2.3.2	Der schwierige Umgang mit dem Prinzip des Sich-Überflüssig-Machens	306
2.3.3	Der Einfluss von Elternverhalten und kindlicher Entwicklung	307
2.3.4	Empowerment als professionelle Haltung	309
3	Adressanten für Elterntraining	312
3.1	Das Handwerk des Elterntrainings	314
3.1.1	Der Auftrag zum Elterntraining	314
3.1.2	Der ressourcenorientierte Zustand	317
3.1.3	Der defizitorientierte Zustand	318
3.1.4	Die Fragen des Elterntrainers	319
3.1.5	Die Ambivalenz: Entwicklung von Spannungstoleranz	321
3.1.5.1	Die Entscheidungshilfe	323
3.1.5.1.1	Exkurs: das Bleistift- und Papier-Training	324
3.1.6	Die harte Arbeit der Zielfindung	328
3.1.6.1	Die spontanen und die wohlgeformten Ziele unserer Klienten	329
3.1.6.2	Die Überforderung der Klienten in der Zielarbeit	333
Fünftes Kapitel: Körperorientiertes Begleiten: Eine bewegungs- und ausdrucksbezogene Unterstützung der ressourcen- und lösungsorientierten methodischen Vermittlung (BRENDEL)		335
1	Körperorientiertes Begleiten in Erziehung, Therapie und Sozialarbeit	336
1.1	Himmel und Erde verbinden	336
1.2	Theorie der Bewegung	338
1.3	Psychisches Erleben prägt den Körper – körperliches Erleben prägt die Psyche	342
2	Bewegung als Spiegel und Schlüssel im lösungsorientierten Beraten	345
2.1	Die Methode Affektkontrolltraining (A.K.T.)	349
2.2	Tabelle als Übersetzungshilfe	352
2.3	Rituale	353
2.4	Selbstbewertung	354
2.4.1	Die Männchenskala und Befundungstabelle	354
2.4.1.1	Die Arbeit mit der Männchenskala	358

3	Die Grundannahmen der ressourcen- und lösungsorientierten Beratungsidee	359
3.1	Zusammenhänge Leib und Bewegung – lösungsorientierte Kurzzeittherapie	360
4	Die Einsatzmöglichkeiten körperorientierter Methoden im Beratungsgespräch oder: Reframing – konsequent- tiefes Erinnern und Nutzen des Leibgedächtnisses	371
4.1	Sprachliche Mitteilungen, die besonders gut als Brücke zur Körperarbeit zu nutzen sind	374
4.2	Aus der Rückenlage zum Tanz	376
4.3	Noch ein paar Ideen für die Praxis	380
4.4	Übungen fürs Verstehen von abstrakten Begriffen	380
4.4.1	Spannungstoleranz, Flexibilität, Mobilität	380
4.4.2	Aufmerksamkeit	382
4.4.3	Die Grenze der Belastbarkeit, Ausbrennen, zur 'Weißglut gebracht werden'	382
4.4.4	Empathie	383
4.4.5	Balance	384
5	Verschiedene Kommunikationsformen und Modelle für den Um-Gang miteinander	385
6	Seminarkurzbeschreibung: Ein Entwurf zum Konzept 'Eltern stärken'	385
	Glossar	387
	Literaturverzeichnis.....	395

Einleitung

Mit der vorliegenden Arbeit – einer vertiefenden Begründung und beispielhaften Demonstration des ressourcen- und lösungsorientierten Ansatz (RelösA) – möchten wir ausdrücklich alle theoretisch sowie praktisch-methodisch interessierten professionellen Pädagogen wie Lehrer gleichermaßen ansprechen, obwohl unsere Arbeit durch den konzeptionellen Zuschnitt eines Elterntrainingsprogramms eine gewisse Nuancierung in Richtung auf diese Zielgruppenorientierung erhalten hat. Das macht diese Arbeit aus unserer Sicht für den übrigen Personenkreis aber nicht minder interessant, da es sich hierbei ja lediglich um einen beispielhaften Bezugspunkt der methodischen Demonstration handelt. Als methodisches Instrumentarium ist die Konzeption des (RelösA) in ihrer grundlegenden Form nahezu unbegrenzt auf alle nur erdenklichen pädagogischen Handlungsfelder übertrag- und anwendbar. D. h. für den möglichen Interessentenkreis, dass dieser Ansatz und das damit verbundene methodische Konzept in dieser Lektüre auch losgelöst von dieser Zielgruppenorientierung in ihrer gesamten Breite und Tragweite zur Diskussion und Darstellung kommt. Und das gerade deshalb, weil es sich hierbei lediglich um eine zielgruppenorientierte Variation dieses Verfahrens handelt.

Wir haben unsere Arbeit in fünf Kapitel unterteilt und entsprechende thematische Schwerpunkte gesetzt. Die einzelnen Kapitel stellen zwar einerseits in sich geschlossene und separate Themenschwerpunkte dar, sie bauen andererseits aber auch in ihrer Folge aufeinander auf, so dass sie letztlich in die Intention und Idee der Gesamtkonzeption münden. Die einzelnen Kapitel stehen also mit Blick auf den thematischen Gesamtaufbau in einem konzeptionellen Verbund und ordnen sich so in ein homogenes Theoriegebäude ein. In der Unterteilung der einzelnen Kapitel bzw. Themenschwerpunkte finden die spezifischen Nutzerinteressen eine entsprechende Orientierungshilfe. Neben der theoretischen Vermittlung des (RelösA) haben wir unsere Arbeit gesamtkonzeptionell auch als Übungs- und Trainingsprogramm der methodischen Verfahrenstechnik aufbereitet. Vor diesem Hintergrund erweist es sich für die eine oder andere Nutzerin dieser Lektüre als durchaus sinnvoll, die Gesamtkonzeption vorzugsweise zielorientiert, d. h. im Rahmen ihrer spezifischen, thematischen Interessen zu verwenden. Es ist also nicht in jedem Fall erforderlich und ratsam, dem vorgegebenen konzeptionellen Aufbau in der hier dargebotenen Chronologie zu folgen. Sollte die Nutzerin vorzugsweise 'lediglich' an der Beschreibung der methodischen Verfahrenstechnik interessiert sein, dann empfiehlt es sich für sie eher, die ent-

sprechenden interessenbezogenen thematischen Abschnitte in den einzelnen Kapiteln aufzusuchen und sich dort an den gesondert gekennzeichneten thematischen Verweisungszusammenhängen der Autoren zu orientieren. Diese Form einer pragmatischen Handhabung empfiehlt sich für die Bearbeitung sämtlicher thematischer Schwerpunktinteressen. Bleibt an dieser Stelle noch nachzutragen, dass die weiter oben bereits angedeuteten Übungs- und Trainingsanleitungen zum unterstützenden Verstehen und Erlernen dieses methodischen Verfahrens sich im vierten und fünften Kapitel dieser Konzeption befinden.

Im ersten Kapitel erarbeitet B. LOMBERG einen gesellschaftspolitisch bezogenen und begründeten Fundierungszusammenhang des (RelösA). Im Mittelpunkt steht hier insbesondere die Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Wandel und seinen vielfältigen Konsequenzen für die Familien; Aber vor allem um die Konflikte zwischen Eltern und Kindern. Es werden Handlungsoptionen diskutiert in Bezug auf die notwendige Reformierung der sozialen Arbeit, hinsichtlich einer Aushandlungskompetenz zwischen Frauen und Männern in der Ehe, bzw. mit Alleinerziehenden und mit Stieffamilien in Bezug auf die Kinder. Der Autor beschreibt hier den festgefahrenen Ist-Zustand in Jugend- und Sozialarbeit, die Auswirkungen des defizitorientierten Hilfe-Paradigmas und seine antiemanzipatorischen Kräfte, die – am KJHG konsequent vorbeigedacht – immer neue Hilflosigkeit zur Folge hat. Angesichts des aktuellen Wandels fordert der Autor ein radikales Umdenken in allen Lebensbereichen.

Gewissermaßen als eine notwendige Konsequenz daraus, wird im zweiten Kapitel von den Autoren B. LOMBERG und M. IWERT die Forderung nach einer Neu- bzw. Umorientierung in der pädagogisch methodischen Praxis erhoben und formuliert. Die immer noch vorherrschende Betrachtung von Klientinnen unter dem Gesichtspunkt einer defizitären Wahrnehmung sowie das gängige Verständnis der Expertenschaft und -rolle der Therapeutinnen wird hier kritisch hinterfragt und neu zur Diskussion und Disposition gestellt. Die Autoren beleuchten das üblicherweise als selbstverständlich gedachte und praktizierte problem- bzw. defizitorientierte Vorgehen in der pädagogischen Praxis und streichen heraus, wie Klientifizierung durch Experten dem Emanzipationswunsch der Ratsuchenden entgegenwirkt. In dieser Auseinandersetzung wird die Forderung nach einem veränderten und neuen Leitbild für das pädagogische Denken und Handeln erhoben. In ihrem Plädoyer für ein verändertes Leitbild werden die notwendigen Voraussetzungen hierfür herausgestellt und beschrieben. Die Autoren stellen einen Entwurf vor, in dem nicht die Gründe des Scheiterns von Lö-

sungsversuchen im Mittelpunkt stehen, sondern die Fähigkeiten gesucht und gestärkt werden, dank derer ähnliche Probleme schon einmal bewältigt wurden. Im konstruktivistischen Ansatz von (RelösA) gilt es die Kraft zu wecken, selbstbestimmt im Gleichgewicht zu bleiben (intern und im sozialen Umfeld) und sich an Wissen und Können zu erinnern, mit welchem wir den alltäglichen Balancestörungen begegnen können. Mit der Grundannahme als Basis, dass ein jeder Mensch alles hat (Empowerment, Philosophie der Menschenstärke), um ein friedfertiges, befriedigendes Leben zu gestalten, geben die Autoren einen Einblick in die praktische Anwendung, analysieren die Schwierigkeiten und bieten praxisnahe Hinweise für Beratung und Beziehungsarbeit. Mit der Skizzierung des (RelösA) sowie deren methodischer Verfahrensweise und der Darstellung der theoretischen Grundannahmen, auf die sich das methodische Vorgehen stützt, findet dieses Kapitel ihren Abschluss und gleichzeitig die Überleitung zum konstruktivistischen Paradigma, auf das sich die Vertreter dieses Ansatzes in ihren Grundannahmen stützen.

Folglich steht das dritte Kapitel, das M. IWERT bearbeitet hat, dann ganz im Zeichen einer tiefer gehenden Auseinandersetzung mit den wissenschaftstheoretischen und philosophischen Begründungen der Grundannahmen des (RelösA), auf die die Begründer (DE SHAZER u. a.) das Fundament ihrer Konzeption stützen und sich berufen. Eigene Recherchen haben allerdings gezeigt, dass dieses Fundament für die Begründungen der Grundannahmen in der Regel aus fragmentarischen Andeutungen, also eher allgemein gehaltenen Hinweisen und Bezügen zu gewissen theoretischen und philosophischen Schulen, Positionen sowie nicht näher erläuterten diesbezüglichen Begriffen besteht. Darüber hinaus fehlt bislang so etwas wie eine verbindende und übergreifende Beschreibung ihrer fragmentarischen Bezüge und Hinweise im Sinne einer zusammenhängenden konzeptionellen Aufbereitung ihrer Grundannahmen. Genau dies ist Thema und Schwerpunkt dieses Kapitels. Es geht dem Autor hier wesentlich darum, diese Lücke zu schließen und die Grundannahmen dieser Konzeption im Hinblick auf ihre spezifischen Bedeutungen einerseits, sowie ihrer theoretischen Zusammenhänge und Verbindungen auf die Gesamtkonzeption andererseits zu erschließen, zu erforschen und darzustellen. Ziel ist es, eine größere Transparenz der Bedeutungen und der Zusammenhänge zu erreichen, um damit das theoretische Fundament der Grundlagen dieser Konzeption insgesamt besser verständlich und nachvollziehbar zu machen. Gleichzeitig soll durch diese Auseinandersetzung der Kon-

zeption ein begründetes und solides wissenschaftstheoretisches und philosophisches Fundament verliehen werden.

Einen wichtigen Hinweis in ihren wissenschaftstheoretischen Bezügen ihrer Grundannahmen liefert DE SHAZER als Mitbegründer des (RelösA) in einer seiner jüngeren Veröffentlichungen durch den Hinweis auf deren Orientierung am Sozialen Konstruktivismus. Dieser Hinweis wird hier aufgegriffen und verfolgt. Dementsprechend führt die thematische Auseinandersetzung zunächst zu den philosophischen Inhalten und Begründungen des konstruktivistischen Paradigmas und mündet letztlich in der Philosophie des Sozialen Konstruktivismus. Insbesondere die Arbeiten der phänomenologischen Philosophie von KANT, HUSSERL, HEIDEGGER und WITTGENSTEIN, um nur einige bedeutsame zu nennen, wurden für diese Auseinandersetzung herangezogen und in ihrer diesbezüglichen Relevanz beschrieben und diskutiert. Neben WITTGENSTEIN, auf den sich DE SHAZER in seinen Arbeiten, insbesondere im Zusammenhang mit dessen 'Sprachspiel-Theorie', an einigen Stellen ausdrücklich beruft, kommt HEIDEGGER in dieser Abhandlung eine zentrale Stellung zu. Diese besondere Stellung ergibt sich u. a. auch daraus, dass WITTGENSTEINs spätere sprachphilosophischen Studien unmittelbar auf die existentialphilosophischen Studien von HEIDEGGER aufbauen. Vor dem Hintergrund der genannten philosophischen Studien finden die sozialkonstruktivistischen Implikationen ihre Begründung, die von DE SHAZER und den anderen Vertretern des (RelösA) zur Begründung ihrer Konzeption herangezogen werden. Diese Ausführungen werden durch eine Erläuterung philosophischer Strömungen, die zur Ausbildung der konstruktivistischen Auffassung für die Begründung des (RelösA) im Einzelnen beigetragen haben (wie z. B. der Systemtheorie), gestützt. Erkenntnisse aus den Bereichen der Wissenssoziologie, der Ethnomethodologie und des Symbolischen Interaktionismus ergänzen und komplettieren diese Begründung. Auf dieser Grundlage wird nachvollzogen, wie im Sozialen Konstruktivismus die Ausbildung von Wissen und die Sicherung von der Geltung solcher Konstruktionen aufgefasst wird. Daran schließen sich Überlegungen zur Bedeutung und Tragweite solcher Konstruktionen an. Hier wird herauszustellen versucht, dass Konstruktionen als sprachliche Darstellungen begriffen werden, so dass Vorstellungen über den Aufbau der Welt an ihre sprachliche Form gebunden bleiben. Damit wird eine weitere Annäherung an die Schwerpunkte, die der Soziale Konstruktivismus bezüglich der Frage nach dem zuverlässigen Fundament für die Begründung von Wissen und Handlungsnormen setzt, beabsichtigt. In diesem Zusammenhang

wird deutlich, dass die Herstellung einer gemeinsamen Welt nach Auffassung des Sozialen Konstruktivismus dialogisch erfolgt, wobei Dialoge nach bestimmten Regeln verlaufen, die ihrerseits begründungsbedürftig sind.

Der Autor stellt die Idee und die Einbindung des Sozialen Konstruktivismus in den (RelösA) vor und beschreibt seine Bedeutung für die notwendige Umorientierung in sozialpädagogischen Arbeitsfeldern. Die Begründung von Sinnhaftigkeit und Wirksamkeit des (RelösA), die historische Beweisführung und die vielfältige Indizienkette bieten neue Ziele, weisen neue Wege und schaffen vor allem genügend Unterstützung und Kraft für die Praktiker vor Ort. Mit Hilfe potenter und überzeugender Zeugnisse, durch Hinweise auf 'altes', aber doch wenig bekanntes Wissen, weist der Autor u. a. die Begründung der Grundannahme des (RelösA) als berechtigt nach, dass jeder Mensch alles hat, was er zur Bewältigung seines Lebens braucht. Die komplexe Auseinandersetzung, die daraus gezogenen Rückschlüsse und ihre Absicherung im Konzept des sozialen Konstruktivismus kommt so zum gleichen Ergebnis wie die Praktiker, die Empowermentberater, die Resilienceförderer und die 'Salutogenetiker': Die Klientin ist der Expertin!

Im vierten Kapitel beschreibt B. LOMBERG das ressourcen- und lösungsorientierte methodische Vorgehen und dessen praktische Umsetzung im Rahmen eines konzeptionell aufbereiteten Elterntrainingsprogramms. Das Elterntrainingsprogramm ist sowohl theoretische Beschreibung wie auch praktische Demonstration und Übung, um das Handwerk der ressourcen- und lösungsorientierten Verfahrenstechnik zu erlernen. Detailliert werden hier die Prozesse der Durchführung beschrieben und können im Rahmen eines Trainingsprogramms eingeübt und erlernt werden. Der Bezug auf die Zielgruppe Eltern erschien dem Autor vor dem Hintergrund der gegenwärtigen gesellschaftlichen Wandlungsprozesse besonders relevant und herausfordernd, wobei persönliche Erfahrungen seiner pädagogischen Tätigkeit in diesem Bereich dieser Relevanz im gewissen Sinne Vorschub geleistet haben. Seine Erfahrungen haben gezeigt, dass in Zeiten, in denen Familien besonderen Herausforderungen die zu einer Destabilisierung beitragen, ausgesetzt sind, Programme zur Stabilisierung von Eltern und Familien von besonderer Bedeutung sind. Die Anpassungsprozesse der Eltern und Kinder an die beschriebenen herausfordernden Umstände sind sehr vielfältig ausgeprägt. Als bedeutsame Einflussfaktoren auf die Entwicklung der Kinder nimmt das Elterntrainingsprogramm diese Aspekte in den Blick und macht die Lern- und Anpassungsprozesse zum Inhalt der Angebote.

Im fünften Kapitel verleiht Th. BRENDEL der Anwendung und Umsetzung dieses Ansatzes und methodischen Verfahrens eine besondere Nuance. In seiner Konzeption des körperorientierten Begleitens werden die Grundannahmen und die Verfahrenstechnik der (RelösA) in den Bereich körperlicher Bewegung und Ausdrucksformen übertragen. Weitestgehend losgelöst von der Sprache werden hier die fundamentalen Charakteristiken des Ansatzes, der Methode und der Grundannahmen in den Bereich körperlicher Bewegungs- und Ausdrucksformen transponiert. Über die sprachliche Sphäre hinausgehend wird der Ansatz körperlich und sinnlich erfahrbar gemacht. Herkünftig leib-/ bewegungsorientiert stellt der Autor in seinen Ausführungen die Behauptung auf, dass motorische (Inter-)Aktion, ihre frühe Entwicklung und die dort erworbenen Basiskommunikationsmuster (Gestik, Mimik, Haltung, Bewegung, Stimme) in ihrer Dynamik und Struktur den in Sprache und 'Unter-Haltung' (dem Austausch von Haltungen und Handlungen) innewohnenden Dynamiken und Strukturen ähnlich sind, sprich die 'Matrix' bilden für Aktion, Reaktion und Interaktion der Individuen. Der Autor sucht in alltäglichen, wohlbekanntem intrapsychischen und interpersonellen Spannungsfeldern nach einem 'Metaplan', nach dem alle menschlichen, d. h. sozialen Phänomene zurückverfolgbar sind bis in den Ursprung (dem ersten Schritt) aller sozialen Systeme: Die Bewegung.

In seiner konzeptionellen Aufbereitung gibt der Autor einen Einblick in einige der unzählbaren Möglichkeiten, wie und auf welchen Ebenen Lösungen gefunden werden können. Gestützt auf den alten ehrwürdigen Hinweis, dass in jedem Menschen die "Buddha-Natur" schlummert, und mit den Prinzipien der ebenso alten Fragetechnik der SOKRATESschen "Hebammenkunst" stellt der Autor einen Begleitungsansatz vor, der die Botschaften des (RelösA) mit den Wirkungsfeldern der Motopädie, der fernöstlichen Kampfkünste und dem Konzept "Empowerment" und "Lösungen erfinden" verbindet. Dieser Beitrag macht den (RelösA) und ihre Konzeption auf einem ganz anderen Weg in einer ganz anderen Form erfahr- und erlebbar. Bewegungs- und Ausdrucksübungen bieten hier eine anschauliche und zugleich interessante Ergänzung und Vertiefung zur thematischen Aufbereitung der ressourcen- und lösungsorientierten Konzeption.

Alle drei Autoren weisen trotz grundverschiedener Startpositionen neben dem gemeinsamen Ziel auf ähnliche Leitsätze, ähnliche Wege, ähnliche "Gangarten" hin. Sie sind sich darin einig: Auf einer stabilen Basis (KJHG/LOMBERG, schlüssige Theorie/IWERT, Standpunkt/BRENDEL) wird genügend Kraft entfaltet, um in sich und

außen die "Balance" halten zu können. Lebenswünsche und Willen als Motiv von Begegnung, Können und Wissen als organisierendes Moment und schließlich die große Idee "Emanzipation" mit der damit verbundenen Forderung nach einer tief lebensfreundlichen Haltung und Handlungsweise (der "Berufung") ist ein allen Menschen zur Verfügung stehender Lebensmotor. Fast nebenbei weisen sie auf eine Urstruktur hin, die (neu) neurobiologisch und (alt) durch Alltagswissen bestätigt wird: Die im aktuellen Augenblick gewählte Sprache (nicht die Sprechweise oder sogar der Dialekt) gibt Auskunft, ja erzählt viel über die Ebene, auf der der Sprechende verstanden werden will. Wählt der Hörer (Leser) die Rolle des neugierigen Beobachters und sucht in seinem "Sprachfundus" nach der passenden Form und Farbe, dann wird Verstehen überhaupt erst möglich und somit für ein gemeinsames Kommunikationsfeld hilfreich sein.

Wir laden Sie, liebe Leserin und lieber Leser, in diesem Buch ein, die Möglichkeiten und Grenzen des (RelösA) auszuloten und sich dabei auf Denkfiguren einzulassen, die im Vergleich zu bisher erprobten Konzepten an manchen Stellen durchaus ungewohnt wirken mögen. Mit anderen Worten: Hat der Hörer (Leser) Lust, über die Hecke seines professionellen Bewehrungssystems hinaus zu schauen, so öffnet sich im Gespräch (beim Lesen) manche zugewachsene Sichtachse; konsequent (RelösA)-formuliert: "vergessene Ansichten" oder "momentan nicht verfügbares Altbekanntes"). Sowohl LOMBERGs pragmatische Vision, in der er ein Umdenken in sozialpädagogischer Arbeit angesichts der veränderten Lebensbedingungen (aller!) fordert, um die Hilflosigkeit produzierende entmündigende Helferhaltung abzulösen, als auch IWERTs umfassende Herleitung der Theorielogik und auch BRENDELs Verweis auf das Erlebnis- und Trainingsfeld des "wissenden" Leibes bieten ein schlüssiges Konstrukt, mit dem (in Herz und Hirn aufgenommen) die Klientin als Expertin im Zentrum der Beratung steht und in der die Beraterin sich konsequent auf das reduziert und konzentriert, was ihre Kompetenz, Expertenschaft und Professionalität sein kann.

Erstes Kapitel: Soziale Arbeit und gesellschaftlicher Wandel (LOMBERG)

1 Individualisierung in der Risikogesellschaft

Der Begriff der 'Individualisierung' wurde von dem Soziologen Ulrich BECK (1986) als eines der wichtigsten Aspekte gesellschaftlichen Wandels in die Diskussion eingebracht – er darf keinesfalls mit einem psychologischen Konzept von Individualisierung im Sinne eines individuellen Entwicklungsprozesses verwechselt werden.

Individualisierung nach BECK umfasst drei Dimensionen:

1. **eine 'Freisetzungsdimension'**: die Herauslösung der Individuen aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge;
2. **eine 'Entzauberungsdimension'**: den Verlust traditionaler Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitender Normen und
3. **eine 'Kontroll- und Reintegrationsdimension'**: eine neue Art der sozialen Einbindung durch Institutionen (BECK 1986: 206).

Individualisierung meint eine Endtraditionalisierung, einen Verlust von als selbstverständlich erlebten und gesicherten Lebensformen und Überzeugungen: Die Welt verliert an Eindeutigkeit und Klarheit. Traditionelle Institutionen wie z. B. berufliche Arbeit – was man gelernt hat, das wird ein Leben lang auch ausgeübt – Familie und Geschlechtsrollenidentität, z. B. klare Rollenverteilung, aber auch die Identität sozialer Klassen und Milieus werden brüchig und verlieren an Orientierungskraft. Das bedeutet nicht gleichzeitig, dass sich die Strukturen von sozialer Ungleichheit, von Eigentumsverhältnissen geändert haben. Aber diese sozialen Ungleichheiten werden nicht mehr im großen Schicht- oder Klassenzusammenhang erlebt, sondern von den Menschen eher in persönliche Risiken umdefiniert: "Einerseits trifft das Risiko, arbeitslos zu werden und zu bleiben, mit voller Härte sowieso schon benachteiligte Gruppen (erwerbstätige Mütter, Personen ohne berufliche Ausbildung, Kranke, Ältere und Ausländer sowie gering qualifizierte Jugendliche)... Diesen Risikofaktoren – so nachhaltig sich in ihnen auch das Merkmal sozialer Herkunft ausdrückt – entsprechen jedoch keine sozialen Lebenszusammenhänge, oft auch keine 'Kultur der Armut'. Hier trifft also mehr und mehr Arbeitslosigkeit (und in der Folge ihrer Dauer: Armut) mit klassenzusammenhangloser Individualisierung zusammen... Die Kehrseite des Vorübergehenden, mit der die Arbeitslosigkeit eintritt, ist die Verwandlung

von Außenursachen in Eigenschuld, von Systemproblemen in persönliches Versagen" (BECK 1986: 146 und 150). Andererseits ist insgesamt auch die Gemeinsamkeit der Risiken gewachsen; das betrifft vor allem das ökologische Risiko, aber auch z. B. Arbeitslosigkeit, Isolationsprobleme usw. Die dynamische Armutsforschung geht von einer Verbreitung des Armutsrisikos in dieser Gesellschaft aus. Armut reicht als zeitweise erlebte Lage und als latentes Risiko in mittlere Schichten hinein (LEISERING 1994). BECK beschreibt bereits 1986, was auch von der dynamischen Armutsforschung bestätigt wird: Armut ist im Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit ein 'schleichendes' Phänomen, das nicht mit einem Schlag eintritt, sondern aus Zeiten von Beschäftigung und Nicht-Beschäftigung besteht. Es entsteht eine sozialstrukturelle Spaltung: ... "als personell fluktuierender, dabei im Umfang steigender Sockel von Arbeitslosigkeit, Armut und Wohnungsnot" (LEISERING 1995: 84). Der Wechsel der Arbeitsverhältnisse erschwert es zudem, einen sinnvollen Zusammenhang des Lebens herzustellen; er führt zu Unsicherheit und Sinnkrisen. Die Lebensgestaltung ist zu einem risikoreichen Unternehmen geworden, bei dem sich das Subjekt immer weniger auf vorgegebene Normen und Modelle beziehen kann. Individuelles Leistungsdenken gewinnt an Bedeutung, denn die Anforderungen an die Subjekte sind gewachsen: Wenn der Einzelne keine Grundlage mehr in stabilen sozial-moralischen Milieus hat, muss er mehr denn je seine Biographie, seine Lebensorganisation selbst herstellen. An die Stelle der institutionellen Struktur der Standardlebensläufe tritt Individualität als entscheidende, die Biographie steuernde Institution. Lebensläufe werden mit der Individualisierung vielfältiger, gegensätzlicher, brüchiger, unsicherer und auch für katastrophale Einbrüche anfälliger. Sie werden aber auch bunter, erfolgverheißender, umfassender, widersprüchlicher und gleichzeitig abhängiger von Institutionen wie Arbeitsmarkt, Bildungssystem, Systemen sozialer Sicherung, Massenmedien und moderner Medizin. Diese enthalten wiederum bestimmte, neue Formen von Normierungen des Lebens. Die Institutionen gewinnen an Definitionsmacht: Es entsteht eine institutionalisierte Individualisierung (BECK/BECK-GERNSHEIM 1993). Lebensbewältigung wird zu einer 'riskanten Chance' (KEUPP 1992), die kaum über an traditionsbestimmte soziale Vorgaben genutzt werden kann, sondern die die kreative Nutzung individueller, sozialer und ökonomischer Ressourcen erfordert. Notwendig ist die Entwicklung von Fähigkeiten, sich klug entscheiden zu können und Beziehungsverhältnisse aktiv zu gestalten (KEUPP 1993). Mit der Ausweitung der Handlungs- und Entscheidungsspielräume ist ebenso die Notwendigkeit verbunden, die gesellschaftliche Integration selbst durchzuführen, was aber bei Nichtgelingen zu

einer erheblichen Ausgrenzung führen kann. D. h. auch die sozialen Netzwerke sind nicht mehr selbstverständlich, sondern müssen aktiver aufgebaut werden. Es entsteht so etwas wie eine 'Bastelbiographie' oder 'Patchworkidentität' (BILDEN 1989; KEUPP 1992; BECK /BECKGERNSHEIM 1993). Aus dem Wechsel von Jobs, Zeiten von Arbeitslosigkeiten, Familienphasen (vor allem bei Frauen), Ehe und Scheidung usw. müssen die Individuen selbst ein sinnvolles Selbstverständnis, einen Zusammenhang der zerrissenen Lebensläufe entwickeln. Dies geht über die schlichte Anpassung hinaus: Dazu ist die Fähigkeit notwendig, in diesen Veränderungen gestaltend zu leben.

Die Zugangsvoraussetzungen zu einer selbstbestimmten individuellen Lebensgestaltung sind durchaus unterschiedlich verteilt. Die klassischen Formen der sozialen Benachteiligung bestimmter sozialer Gruppen setzen sich fort: Mangelnde Qualifikation verschärft das Risiko von Armut und Arbeitslosigkeit, von Wohnungsnot, sozialer Ausgrenzung und Isolation, von familiären Konflikten, von Schwierigkeiten in der Bewältigung von Krisen was wiederum zu Bildungs- und Ausbildungsabstinenz bei den Kindern/Jugendlichen führt. "Eine solche Kumulation von Unterversorgungslagen, die in Armutsstudien bei Erwachsenen vielfach dokumentiert ist (SCHOTT-WINTERER 1990), verweist auf die Vernetzung einzelner Aspekte sozioökonomischer Benachteiligung. Interdependenzen, die sich z. B. in der Bedeutung geringer Bildungsressourcen für das Risiko von Arbeitslosigkeit und Einkommensarmut zeigen, werden vielfach durch Kinder verschärft... Das Risiko einer Kumulation von Problemlagen dürfte Kinder demnach sogar in besonderem Maße zutreffen. Dies ist bedeutsam, weil sich Belastungsfaktoren in aller Regel um so gravierender auf die psycho-soziale Entwicklung, die physische wie auch die seelische Gesundheit der Betroffenen auswirken, je mehr Problemlagen gleichzeitig auftreten und zu bewältigen sind" (WALPER 1995: 189). Neben materiellen Ressourcen sind für die kreative Selbstorganisation der eigenen Welt soziale und psychische Ressourcen notwendig sowie bestimmte soziale Kompetenzen, da sie nur im sozialen Rahmen mit Unterstützung sozialer Netzwerke möglich ist. Verschiedene empirische Untersuchungen unterstreichen in besonderer Weise die Wichtigkeit von sozialen Unterstützungssystemen als Schutzfaktoren in der Erziehung von Kindern (HERMANN 1994).

1.2 Diskrepanz zwischen dem Mythos der Moderne und ihrer Realität

Die gesellschaftliche Modernisierung – mit den dazugehörigen Differenzierungsprozessen, der Pluralisierung von Werten, der Endtraditionalisierung usw. – hat sehr komplexe Auswirkungen auf die Individuen: Es haben sich neue Standards entwickelt, was vom Leben erwartet wird. WEIDACHER (1995) spricht von einer Angleichung schichtspezifischer Vorstellungen über das Streben nach Glück 'hier und jetzt', trotz aller Verunsicherungen, Tendenzen des Sozialabbaus und dem gewachsenen Risiko bzgl. Arbeitslosigkeit. Die Erwartungen hängen mit Ideen, Deutungsmustern und Vorstellungen zusammen, die von Klaus WAHL (1989) als "Mythos der Moderne" bezeichnet werden: erstens mit der Vorstellung eines neuen Menschenbildes (im Sinne eines autonomen, selbstbestimmten, mit Menschenwürde ausgestatteten Subjekts); zweitens mit der Vorstellung eines sich ständig weiterentwickelnden, allgemeinen Fortschritts in Wissenschaft, Technik, Wirtschaft und Gesellschaft; drittens mit einem neuen Familienmodell, das auf die Liebesehe gegründet ist und als Maßstab für den Sinn des Zusammenlebens das gemeinsame Familienglück bestimmt. Die reale Geschichte der Moderne hat jedoch gezeigt, dass diese Verheißungen nur teilweise eingelöst werden. Die Partizipation an materiellem Wohlstand, Bildung und politischer Entscheidung ist nach wie vor äußerst ungleich verteilt. Eine Reihe wesentlicher Institutionen und Auswahlprozesse unserer Gesellschaft (Bildungssystem, Arbeitswelt) führen dazu, dass es viele 'Verlierer' und wenige 'Gewinner' gibt (WAHL 1990: 11). Die Individuen laufen Gefahr, in eine Falle zu geraten zwischen den verinnerlichten Verheißungen einerseits – von selbstbewusster Autonomie, Familienglück und gesellschaftlichem Fortschritt – und ihren eigenen Erfahrungen andererseits, die ihnen gezeigt haben, dass sie nur sehr bedingt am gesellschaftlichen Reichtum partizipieren können, dass ihnen gesellschaftliche Anerkennung verweigert wird und dass Familienglück und Liebesehe höchst zerbrechlich sind. Sie erfahren, dass hier eine große Diskrepanz zwischen dem Mythos der Moderne und ihrer Realität besteht. Das Scheitern wird jedoch nur als individuelles Versagen, als 'beschädigtes Selbstbewusstsein' erlebt (WAHL 1990), wobei gerade die diversen gesellschaftlichen Institutionen der Anerkennung der individuellen Person eher im Wege stehen (WAHL 1990: 165). Ökonomischer und gesellschaftlicher Wandel bringt für große Gruppen der Gesellschaft – vor allem für Familien mit Kindern – eine Verschlechterung der persönlichen Situation mit sich, bei gleichzeitigem Wecken von Wünschen durch Werbung und Medien. Insbesondere in Bezug auf Kinder und Jugendliche ha-

ben Konsumwerbung und Freizeitkultur dafür gesorgt, dass Berufsstands- und Sozialschicht-Schranken ihre Regulier- und Schutzfunktionen weitgehend verloren haben. Kinder aus unteren Einkommensschichten verlangen (z. T. stärker als Kinder aus einkommensstarken Familien), dass ihre Ansprüche auf gehobene Güter des täglichen Bedarfs erfüllt werden. Das strapaziert das Familienbudget bzw. setzt die Eltern unter sozialen Druck, dieses Ausstattungsniveau zu ermöglichen. Sie wollen ihnen gerecht werden und Gleiches bieten. Diese Spannung von wachsenden Konsumwünschen einerseits und wachsender Verschlechterung der materiellen Situation andererseits hat ein Schwanken zwischen Resignation und Aggression zur Konsequenz. Desorientierung und gesellschaftliche Anomie nehmen zu – dies ist die negative Seite der 'risikanten Chancen'.

Nach einer empirischen Untersuchung scheinen diejenigen, die dem Mythos der Moderne am meisten vertrauen (seinem Fortschrittsversprechen, dem Leistungsprinzip, dem progressiv-pädagogischen Programm, die Kinder 'besser' erziehen zu können als die eigenen Eltern), auch diejenigen zu sein, die am ehesten Opfer der Modernisierungsfalle wurden. Ihre Hoffnungen waren besonders weit gesteckt, ihre Möglichkeiten jedoch unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen umso begrenzter (WAHL 1990: 164). ALLERT u. a. (1989) bezeichnen 'Modernisierungsverlierer' als einen Haupttypus von Familien, die in sozialer Arbeit betreut werden. Dieser Typus kann sich an die Erfordernisse der Moderne nicht anpassen, ihm misslingt die für das Leben in der heutigen Welt notwendige Autonomisierung und Strukturierung der Lebensführung, weil er nicht die entsprechenden Zugangsbedingungen hat, sei es materiell, bildungsmäßig, psychisch und/oder sozial. Das ist die andere Seite der Freisetzungsprozesse. Gesellschaftliche Nicht-Anerkennung führt wiederum zu einem Festhalten an veralteten 'Normalitätsmodellen', z. B. an der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau in der Familie, was die produktive und flexible Gestaltung des eigenen Lebens erschwert (vgl. KEUPP 1989). Die Hoffnungen auf Teilhabe an den Chancen der Modernisierung werden in der letzten Zeit des Weiteren durch die sich ausbreitende Vorstellung, dass eine 'Globalisierung' unausweichlich sei, verringert. Unter Globalisierung wird die zunehmende wirtschaftliche Verflechtung, die Öffnung der Märkte und die damit verbundene globale Konkurrenz verstanden. Die Produktionsorte können immer öfter dorthin verlagert werden, wo die Produktion, die Umweltschutzmaßnahmen und die Arbeit billiger ist. Dies bedeutet für die westlichen Industriestaaten zweierlei: Die Chancen von Personen mit geringerer Schul- und Be-

rufsbildung auf einen kontinuierlichen und angemessen bezahlten Arbeitsplatz auf dem ersten Arbeitsmarkt sinken und als scheinbar unausweichliche Begleiterscheinungen werden staatliche Sozialleistungen eingeschränkt. Diese Entwicklung trifft besonders arme Familien. Soziale Arbeit ist herausgefordert, bei eingeschränkten Ressourcen soziale Phantasie und Initiative zu entwickeln. Im Rahmen von sozialer Arbeit und psychosozialer Dienstleistung ergibt sich wahrscheinlich eine Doppelstrategie: einerseits die Unterstützung der Familien bei Qualifizierungsmaßnahmen und beim Ergreifen auch zeitlich befristeter Arbeitsmöglichkeiten (auch auf dem zweiten Arbeitsmarkt) und andererseits die Unterstützung beim selbstbewussten Einlösen bestehender staatlicher Sozial- und Dienstleistungen.

1.3 Konsequenzen für Familie und Ehe

Die These von der Endtraditionalisierung soll im Folgenden anhand der Veränderung von Ehe und Familie konkretisiert werden: von der Auflösung der Familie als Produktionseinheit hin zu einem 'Mythos' von Liebesehe und Familienglück, an dem brüchig werden eindeutiger Geschlechterrollen und an der Pluralisierung der Familienformen.

1.3.1 Liebesehe als Ideal – Familie als Lebenssinn

In der vorindustriellen Gesellschaft wurde die Ehebeziehung durch das gemeinsame Band der Familienwirtschaft und deren Anforderungen bestimmt. Die Aufgaben und Erwartungen waren fest umrissen; die Grundlage der Familie war die Wirtschaftsgemeinschaft. Das nächste Stadium der bürgerlichen Familie ist durch die Polarisierung der Geschlechterrollen gekennzeichnet: der Mann als Ernährer der Familie und Haushaltsvorstand, die Frau gestaltet den häuslichen Bereich. Zumindest wurde dies als bürgerliches Familienideal entwickelt; denn für die proletarische Familie hat das ja nie so funktioniert, da das Einkommen des Mannes oft nicht ausreichte. Die klare Rollentrennung hatte mit dem Zuschnitt des industriellen Arbeitslebens auf den alleinverdienenden Mann zu tun, der den Rücken frei haben sollte von Familienaufgaben. In einer empirischen Studie wurde von Ehepaaren, die 1950 geheiratet hatten, die Ehe eher als Zweck- und Solidaritätsverband beschrieben, Wünsche und Hoffnungen beim Ehestart waren mit materiellen Zielen gekoppelt (BERTRAM 1988). Und noch Anfang der 60er Jahre äußerten Eltern hinsichtlich der Zukunftsvorstellungen ihrer Kinder sehr klar und eindeutig, dass es für Jungen besonders wichtig sei, einen guten Beruf zu erlernen, während für Mädchen der Erwerb einer Aussteuer und

das Erlernen von Haushaltsführungstätigkeiten genannt wurden. Heute haben sich die Vorstellungen der Eltern über die berufliche Ausbildung von Jungen und Mädchen stärker angeglichen (BERTRAM 1988: 70). In den 50er und 60er Jahren des letzten Jahrhunderts war die Heiratsrate so hoch wie nie; diese Epoche hat unsere Vorstellungen von Familie erheblich geprägt (STICH 1991). "Bis in die 60er Jahre hinein existierte, was die Beziehung zwischen Männern und Frauen betrifft, eine Tradition des Ideals harmonischer Ungleichheit – eine soziale Kontinuität, auf der die Erwartung einer biographischen Kontinuität aufbaute: sich verloben, heiraten, Kinder zur Welt bringen und großziehen, zusammen alt werden. Der Plan war vorgezeichnet, man wusste, woran man war und zu wem man gehörte" (STOLK/WOUTERS 1987: 159). Im Zuge des ausgehenden 20. Jahrhunderts ist – vor allen Dingen mit der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen, der gestiegenen Teilhabe an Bildung, mit der verbesserten Geburtenkontrolle usw. – die Eindeutigkeit der Rollen brüchiger geworden. Diese Veränderung zeigt sich in der Entwicklung des Familienrechts: Bis zur Eherechtsreform von 1977 in der Bundesrepublik Deutschland stand dem Mann "in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten" noch die Entscheidung zu, er bestimmte insbesondere Wohnort und Wohnung. Die Frau war berechtigt und verpflichtet, das gemeinschaftliche Hauswesen zu leiten. Bei der Reform wurde der Passus über die Entscheidungsbefugnis des Mannes gestrichen, und die Haushaltsführung, die vorher als Sache der Frau definiert war, sollte nun von den Ehegatten in gegenseitigem Einverständnis geregelt werden (BECK/BECKGERNSHEIM 1990: 118). Bis 1977 durften die Ehefrauen nur mit Erlaubnis ihres Mannes eine Erwerbstätigkeit aufnehmen, heute müssen sie sich – bis auf wenige Ausnahmen – nach einer Scheidung durch eigene Erwerbstätigkeit ernähren (STICH 1988: 40). Die Erweiterung der Handlungsspielräume bedeutet für die Frauen einerseits eine Chance und eine Freisetzung aus alten Zwängen, andererseits neue Anforderungen. Sie können sich, auch wenn sie Kinder haben, nicht mehr darauf verlassen, von einem Mann für den Rest ihres Lebens versorgt zu werden. Dabei bestehen nach wie vor erhebliche materielle Ungleichheiten: Nach der Gehalts- und Lohnstrukturerhebung 1990 des Statistischen Bundesamtes in Industrie, Handel und Geldgewerbe verdienen Frauen nach wie vor im Durchschnitt ein Drittel weniger als Männer (auch wenn sie auf Vollzeitstellen arbeiten): 1990 verdiente eine weibliche Angestellte in der Privatwirtschaft 62 % dessen, was ihr männlicher Kollege bekam (gegenüber der vorherigen Erhebung von 1978 hat sich das Verhältnis sogar verschlechtert, damals waren es 63,3%!). Arbeiterinnen sind 'besser' dran, sie erhalten immerhin 70 % des

Gehaltes ihrer männlichen Kollegen. Da, wo viele Frauen beschäftigt sind (in den Sparten Textil, Nahrungs- und Genussmittel und im Einzelhandel), sind die Löhne am niedrigsten; die Differenz zwischen Männer- und Frauenlöhnen ist hier dagegen am höchsten. Diese gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen hat ein hohes Armutsrisiko gerade von Frauen nach Trennung und Scheidung zur Konsequenz, da ihr berufliches Einkommen, insbesondere wenn sie nur geringe Bildungsabschlüsse haben, das Sozialhilfeniveau kaum übersteigt.

Mit der Veränderung der Familie als vor allem ökonomisch orientiertem Zweckverband entsteht im Zuge des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts eine Erwartung an die Familie im Sinne des hier möglichen persönlichen Glücks (zu dem aber auch materieller Wohlstand und Kinder gehören). In einer kleineren qualitativen Studie (WALLACE 1988) wurde in der Bundesrepublik Deutschland von 9/10, in den USA von 2/3 der an der Untersuchung Beteiligten die Familie als wichtigste Gemeinschaft mit Gefühlen der Zugehörigkeit benannt. 1993 nimmt in der Reihe der Wichtigkeits-einstufungen die Familie in Ostdeutschland den ersten, in Westdeutschland den zweiten Platz (hinter der Gesundheit) ein: 82% der Befragten in Ostdeutschland und 76 % in Westdeutschland erachten die Familie als 'sehr wichtig' für ihr eigenes Wohlbefinden.¹ Gleichzeitig sind damit aber auch die Ansprüche an die Beziehungen in der Familie größer geworden: die Ersetzung der Produktionsfunktion der Familie durch Konsens und Liebe als Kitt, als das, was dieses Gebilde zusammenhält, macht es gleichzeitig zerbrechlicher. Familien werden auf einen dauernden Aushandlungs- und Sinngebungsprozess verwiesen, wobei – wie der Soziologe Ulrich BECK es formuliert – die Liebe zu einem postchristlichen, innermodernen Sinn geworden ist, mit der Konsequenz, dass Familie und Liebespartnerschaft trotz ihrer und gegen ihre Wirklichkeit idealisiert werden (BECK/BECK-GERNSHEIM 1990: 227 und 223). Die Ausdünnung der sozialen Beziehungen insgesamt macht die Menschen umso abhängiger von der Familie, die jedoch ein unausgewogenes Ineinander von allem, von gegensätzlichstem beinhaltet: Paarbeziehungen, Elternschaft, aber auch Arbeit, Beruf, soziale Ungleichheit, Politik, Wirtschaft: Wer über Familie redet, muss auch über Arbeit und Geld reden. BECK nennt die Kleinfamilie die 'Müllkippe der Nation', "sozusagen eine Planstelle für Unlösbares in allen Ressorts" (BECK/BECK-GERNSHEIM 1990: 205). Die Familie ist der Ort, wo die gesellschaftlichen Widersprüche

¹ Quelle: Informationsdienst Soziale Indikatoren, Januar 1994, S.8; Ergebnis aus dem Wohlfahrtssurvey 1993, zitiert in: Bundesministerium für Familie und Senioren, März 94

konflikthaft aufbrechen, aber sie ist nicht die Ursache des Geschehens (BECK 1986: 175). Empirische Untersuchungen zeigen, dass finanzielle Schwierigkeiten in hohem Ausmaß das Familienleben und die Beziehungen belasten; das gleiche gilt z. B. für Arbeitslosigkeit (WALPER 1995).

Früh zu heiraten, ist nach wie vor typisch für junge Erwachsene der Unterschicht (MEIER 1994). Familie hat einen hohen Wert und Lebenssinn, da ansonsten die Chancen selbstbestimmten Handelns sehr gering sind. "Denn welche anderen Wünsche und Ziele können sie sich als erreichbar vorstellen? Materieller Reichtum – dagegen spricht die Erfahrung ihrer Lebensgeschichte in der Unterschicht, die nur unterdurchschnittliches Einkommen bei anstrengender Arbeit verspricht. Kollektiver Aufstieg der Arbeiterklasse – dieser proletarische Urtraum ist ausgeträumt, dazu ist die allgemeine politische Resignation zu groß. Individueller Aufstieg – diesem Versuch stellen sich rasch die Grenzen mangelnder Schulbildung und fehlenden Startkapitals entgegen. Religiöse Erfüllung im Jenseits – das ist historisch und vorstellungsmäßig zu weit weg. Individuelle Erfüllung – das ist eine bürgerliche Idee mit materiellen und kulturellen Voraussetzungen, über die sie nicht verfügen. Und die individualistische Vorstellung vom Alleinleben (mit materiellen Vorteilen) kommt ihnen auf die Dauer als egoistisch, vordergründig, sinnlos vor" (WAHL u. a. 1980: 35). Die eigenen biographischen Erfahrungen sind allerdings oft hart und machen es nicht leichter, die Wünsche, Phantasien und Erwartungen zu realisieren. Die mangelnden Ressourcen machen das Projekt eines harmonischen Familienlebens zu einem äußerst schwierigem Unterfangen: Die Väter fühlen sich durch die frühe Vaterrolle überfordert. Belastend sind finanzielle Probleme und zu kleine Wohnungen. Urlaub, der notwendig wäre, kann man sich kaum leisten. Die Beziehungen zu den Kindern sind konfliktreich. Die Außenwelt wird als wenig hilfreich und unterstützend erlebt, im Gegenteil, die Familien fühlen sich oft abschätzig behandelt: "Gerade bei Behörden und beim Sozialamt, wenn es um Geld geht ... Man fühlt sich total herabgewürdigt. Wenn man da niemand hat, geht man total unter" (SPFH 1997: 155). Das erzeugt Probleme "im doppelten Sinn, nämlich einerseits als hautnah zu verspürende Mangeln und andererseits als Themen für den Ehestreit. So verquicken sich die verschiedensten Schwierigkeiten der Situation dieser Familien zu immer neuen Kombinationen, in denen ein Problem in einem Lebensbereich der Familie Folgeprobleme in anderen Bereichen auslöst – ein schwer zu durchbrechender Zirkel" (WAHL u. a. 1980: 58; auch WALPER 1995: 199f.).

Dieser Teufelskreis von Erwartungen, von Hoffnungen, Enttäuschungen, mangelnden materiellen, sozialen, bildungsmäßigen Ressourcen, niedrigem Selbstwert und gesellschaftlichen Beschränkungen, die nur wenig Spielraum lassen, biographischen Belastungen, die in mangelnden Selbstwert münden, sind typisch für Familien, die mit erzieherischen Hilfen unterstützt werden sollen.

1.3.2 Die Verhandlungsfamilie

Abgesehen von den gesellschaftlichen Ungleichheiten, von den unterschiedlichen Möglichkeiten der Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum, die in der Familie am deutlichsten erlebt werden, herrschen auch – nach wie vor – in vielerlei Hinsicht alte Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen. Gerade in diesem Bereich wird das Doppelgesicht der Individualisierung deutlich: Wo die Ehe aus den Einengungen, Kontrollen, Zwängen der vormodernen Gesellschaft entlassen wird, wo sie zur freigeählten Gemeinschaft zweier Individuen wird (die andererseits den Flexibilitätsansprüchen der Industriegesellschaft ausgesetzt ist), da entstehen neue Kämpfe und Konflikte im Innenraum der Zweierbeziehung: "wo die Liebe endlich siegt, da muss sie viele Niederlagen erfahren" (BECK/BECK-GERNSHEIM 1990: 105). Das Bewusstsein der Ungleichheit ist vor allem bei den Frauen gestiegen, die eher unglücklich über die alte Rollenteilung sind und die beginnen, ihre biographischen Möglichkeiten bewusster abzuwägen. Insbesondere junge Frauen beziehen in ihren Lebensentwurf sowohl Familie als auch Berufstätigkeit ein und versuchen, eine eigene Balance zwischen Beziehung und Unabhängigkeit herzustellen. Dies wiederum ist abhängig von Ressourcen, was darin deutlich wird, dass Mütter mit einem Hauptschulabschluss sich doch zu 46 % eine Versorgerehe wünschen (in den alten Bundesländern), Mütter mit Abitur und höherem Abschluss dagegen nur zu 22 %. Die Männer bedienen sich zwar einer Gleichheitsrhetorik, halten aber mehr oder weniger an den alten Rollenverhältnissen fest. "Verbale Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre der Männer" nennen METZ-GÖCKEL und MÜLLER ihr Ergebnis einer empirischen Studie (zit. nach BECK 1986: 169). Männer und Frauen haben unterschiedliche Erwartungen an das Leben zu zweit: Männer betonen mehr die instrumentelle Seite von Liebe und Ehe, die Versorgung im Alltag, dass alles gut läuft; Frauen dagegen legen mehr Wert auf Gefühle und innere Nähe, dass man einander versteht (FURSTENBERG/CHERLIN 1993; BECK-GERNSHEIM 1988; BECK/BECK-GERNSHEIM 1990: 116). Männer haben Familie, Frauen leben Familie. "Der allgemeine Anspruch der Frauen und ihrer Partner, über alles reden zu können, ist in

seiner konkreten Ausformung von sehr unterschiedlicher Reichweite und Tragfähigkeit. Die Männer benennen und beschreiben Konflikte eher über konkrete Anlässe, während die Frauen eher auf das Atmosphärische, die Qualität und die Strategien der Konfliktaustragung eingehen... Die Verallgemeinerbarkeit liegt nahe: Frauen und Männer bewegen sich auf offenbar unterschiedlichen Ebenen der Wahrnehmung und Interpretation" (SEIDENSPINNER/KEDDI 1994: 74). Aber in dem Maß, wie Frauen sich als eigenständige Personen mit eigenen Wünschen verstehen und aus den vorgegebenen Rollen aussteigen wollen, wird dieser Widerspruch explosiv: Frauen werden weniger denn je die Lösung akzeptieren, sich an den Mann nur anzupassen und die eigenen Wünsche dabei aufzugeben (BECK/BECK-GERNSHEIM 1990: 117). Sie finden aber bei den Männern kaum die emotionale Unterstützung für ihre Veränderungswünsche. Die Interessensgegensätze zwischen Männern und Frauen sind schärfer geworden, keiner fühlt sich mehr vom anderen verstanden, wobei jedoch die Erwartungen an das Verständnis gestiegen sind.

Wenn die Frau aufgrund der Kinder zu Hause bleibt, aber das Leben des Mannes in Beruf und Außenwelt weitergeht, gibt es Widersprüche durch die Anforderungen der unterschiedlichen Welten: Frau und Mann machen jeweils andere Erfahrungen, erleben andere Belastungen und Probleme. Wenn die Frau erwerbstätig ist, gibt es Konflikte im Aushandeln der Beteiligung an Hausarbeit und Versorgung der Kinder. Die Unzufriedenheit der Frauen ist hier hoch: drei Viertel der geschiedenen und die Hälfte der verheirateten Frauen gaben in einer Untersuchung an, dass es in ihrer Ehe Konflikte über die innerfamiliäre Arbeit gab (ALT/LÖHR 1990). In einer anderen Befragung über das Familienklima war insgesamt die Übereinstimmung von Männern und Frauen sehr hoch, mit einer Ausnahme: Die Männer bejahten den folgenden Satz: "Ich finde es gut, wie mein/e Partner/in die Hausarbeit macht" öfter als alle anderen Sätze, die sich auf gemeinsame Interessen, Freuden und alle anderen Bereiche der Beziehung bezogen. Die Frauen dagegen waren weit unzufriedener (DJI 1989: 31f.). Die Regeln des gemeinsamen Lebens sind nicht mehr selbstverständlich. Sie müssen neu ausgehandelt und die Tätigkeitsbereiche definiert werden: Die moderne Familie ist eine 'Verhandlungsfamilie'. Konfliktpunkt ist z. B. die Erwartung der Frauen, dass sich die Väter mehr an der Familienarbeit und an der Kindererziehung beteiligen.

Veränderungen hier sind für Männer wie für Frauen sehr mühsam und langfristig, da die alten Rollenbilder auf lebenslang aufgebauten Erwartungen beruhen und äußerst zähe Bestandteile der persönlichen Identität sind. Frauen beginnen mit ihren Männern

einen Kampf darum, gehört und ernst genommen zu werden, es geht um den Übergang vom 'Befehlshaushalt' zum 'Verhandlungshaushalt'. der aber durchaus mit widersprüchlichen Loyalitäten, Aufgabe von alten Identitäten usw. verknüpft ist. "Nähe, Kameradschaft, Teilhabe – dies sind jetzt die Worte, die Frauen aus der Arbeiterklasse ihren Männern entgegenhalten, Worte, die ihrer beider Leben auf den Kopf stellen. Denn obwohl es die Frauen sind, die sich unzufrieden fühlen, die zur Veränderung drängen, ist ihnen nicht weniger unklar als den Männern, was sie da eigentlich verlangen... Die Männer sind sogar noch schlechter dran. Da es nicht ihr Traum ist, haben sie natürlich noch weniger eine Vorstellung, was von ihnen verlangt wird. Sie wissen nur, dass sich – aus heiterem Himmel – die Spielregeln verändert haben; was bei ihren Vätern funktioniert hat, funktioniert bei ihnen nicht mehr" (WOUTERS 1987: 132f.). Dieser Veränderungsprozess gilt auch zum großen Teil für die Frauen und die Familien, die mit sozialer Arbeit unterstützt werden.

Für Männer sind diese Veränderungen mit vielen Ängsten verbunden: Sie haben Angst vor einem Gesichtverlust, der das – oft prekäre – Selbstwertgefühl in Frage stellt. Sie scheuen den Machtverlust und die Einschränkung der Freiheit. Sie sind bedroht durch ein Manko an Sinn und Wert, wenn die Frauen mit Scheidung drohen. Sie fürchten sich davor zu verwahrlosen, wenn sie alleine zurückbleiben. Die Ängste von Männern, sich auf diese Veränderungen, auf den Aushandlungsprozess mit den Frauen einzulassen, spiegeln sich auch in ihrem Verhalten gegenüber unterstützenden sozialen Hilfen und in der Frage ihrer aktiven Teilnahme an einem solchen Unterstützungsprozess. Denn der Grund für die Hilfe sind ja Probleme mit den Kindern, für die sich zunächst hauptsächlich die Mütter verantwortlich fühlen, die aber auch den Vätern diese Verantwortung zuweisen.

Damit sind die Frauen diejenigen, die die 'Probleme haben'. Vätern fällt es schwerer als Müttern – aufgrund ihrer gesellschaftlich definierten Rolle als Familienoberhaupt und Ernährer – zu akzeptieren, dass sie Hilfe und Unterstützung brauchen. Sie fühlen sich in größerem Maß in ihrer Funktion in der Familie in Frage gestellt. Väter, denen es schwer fällt, mit ihrem Einkommen die Familie zu ernähren, obwohl sie viel arbeiten, haben oft eine große Scham über die nicht gut ausgefüllte Rolle als Mann in der Familie. So kann es Zeit brauchen, bis sie bereit sind, über angehäuften Schulden zu sprechen und sich Rat geben zu lassen. Arbeitslosigkeit scheint Väter in ihrer Befindlichkeit und ihrem Verhalten ebenfalls stärker zu belasten als Mütter, so die Aussage einer Reihe von empirischen Untersuchungen (zit. in WALPER 1995: 200). "Die rol-

lenspezifische Verantwortlichkeit als Ernährer der Familie sowie die umfassenden persönlichen Verluste bei Arbeitslosigkeit tragen, so scheint es, dazu bei, dass ökonomische Deprivation von den Vätern als persönliches Versagen erlebt wird und noch gravierender Konsequenzen für deren psychische Gesundheit und Interaktionsverhalten in der Familie hat" (ebd.).

1.3.3 Kinder: Zwischen Aufstiegswunsch und Abstiegsbedrohung

Kinder sind in dieser Gesellschaft zu einer 'Sinnressource' aber auch zu Stressfaktoren geworden. In einer Studie über die Einschätzung familienpolitischer Maßnahmen durch Familien erklärten etwa 70 %, "Beruf und Karriere seien zwar wichtig, aber Sinn, Glück und Verankerung erhalte ihr Leben letztlich nur durch eigene Kinder. Gleichzeitig waren nahezu alle Befragten überzeugt, dass Menschen ohne Kinder ein schöneres, leichteres Leben haben... In den neuen Bundesländern sind es sogar weit über 80 %, die meinen, 'Leute ohne Kinder' hätten es besser im Leben" (SASS 1994: 156). Es existiert auch eine Stigmatisierung von Familien mit hohen Kinderzahlen diese haben den Ruch der Asozialität (anders bei Familien, die materiell sehr gut gestellt sind). Kinderreichtum kennzeichnet heute in unserer Gesellschaft die ganz Reichen und die ganz Armen und hat sozusagen ein Stigma des vormodernen, nicht ganz zeitgemäßen Verhaltens. Parallel zu den schlechteren materiellen Bedingungen – Familien mit mehr als zwei Kindern sind überproportional von Armut betroffen – ist auch das Familienklima in Familien mit mehr Kindern durchschnittlich belasteter; hier gibt es einen deutlichen Sprung zwischen Familien mit bis zu zwei Kindern und denjenigen, die drei und mehr Kinder haben. Ab dem dritten Kind wird offensichtlich die Belastung so deutlich, dass die Eltern sie überproportional als Überforderung empfinden (FURSTENBERG/CHERLIN 1993; STICH 1991). Konflikte zwischen den Eltern wirken sich langfristig auf die Entwicklung der Kinder nachteilig aus – wobei es um mehr als nur psychologische Schwierigkeiten auf einer persönlichen Verhaltens- oder Eigenschaftsebene geht: In den Beziehungen drücken sich gesellschaftliche Widersprüche und Benachteiligungen aus. In einer amerikanischen Langzeituntersuchung wurden Kinder über viele Jahre hinweg von Beginn des dritten Lebensjahres an psychologisch beobachtet. Von den zu Beginn der Studie mit beiden Eltern lebenden Kindern (88) erlebten 29 die Trennung der Eltern, bevor sie 14 Jahre alt waren. Die Psychologen schauten sich retrospektiv die Beschreibungen dieser Kinder als Dreijährige an und stießen auf deutliche Verhaltensprobleme dieser in der Gruppe, vor allem bei den Jungen: Sie wurden, verglichen mit den anderen Kindern,

als rücksichtsloser, undisziplinierter, impulsiver usw. beschrieben. Die Väter dieser Jungen waren nach ihren eigenen Worten häufiger als andere wütend auf ihre Söhne, die Mütter gaben an, häufiger mit ihnen Ärger zu haben (FURSTENBERG/CHERLIN 1993: 103).

Gleichzeitig bedeuten Kinder aber auch Lebenssinn; an sie binden sich viele Bedürfnisse, Wünsche, Sehnsüchte und – auch enttäuschte – Hoffnungen der Eltern. Der Kinderwunsch hat keinen ökonomischen Hintergrund im Sinn von Sicherung der Existenz mehr, sondern ist im Gegenteil zu einem persönlichen, emotionalen Bedürfnis geworden, damit aber auch anfällig für Veränderungen: "Die Liebe zum Kind ist in der modernen Familie intensiv, aber strukturell labil" (HONIG 1986: 286). Es werden heute in der Erziehung hohe Ansprüche an die Eltern gestellt: Optimale Förderung der Kinder ist ein 'Gebot der Moderne', wie es BECK-GERNSHEIM nennt: "Der moderne Mensch soll sein Schicksal selbst in die Hand nehmen – und auch das seines Nachwuchses" (BECK/BECK-GERNSHEIM 1990: 168). Damit verstärkt sich der kulturell vorgegebene Druck sowohl auf die Eltern als auch auf die Kinder, die zum Zielpunkt vielfältiger Bemühungen werden. Das hat durchaus positive Seiten im Sinne erweiterter Möglichkeiten für Kinder gerade aus armen Familien. Aber ebenso nehmen die neuen Möglichkeiten auch den Charakter von Pflichten bzw. von Schuldzuweisungen gegenüber Eltern an, die diese Aufgabe nicht in dem gesellschaftlich vorgegebenen Maß erfüllen – und verstärken Versagensgefühle. Die Pädagogisierung der Erziehung bezieht sich nicht nur auf Familien der oberen Schichten. Gerade in den Familien der Unterschicht ist es den Eltern wichtig, dass ihre Kinder 'es einmal besser haben sollen' als sie. Das bedeutet viel Druck, weil die Eltern wissen, wie wichtig eine gute Schulbildung ist, um auf dem – immer dichter werdenden – Arbeitsmarkt bestehen zu können. Unzureichende Förderung hat möglicherweise Leistungsversagen zur Folge – und in der sozial mobilen Gesellschaft ist Leistung zum Schlüsselbegriff geworden. "Wo der Zwang regiert, durch individuelle Anstrengungen den eigenen Platz in der Gesellschaft zu sichern, da wird er notwendig schon ins Kinderzimmer hineingetragen: Die Kindererziehung wird eingespannt zwischen Aufstiegswunsch und Abstiegsbedrohung" (BECK/BECK-GERNSHEIM 1990: 172). Eine Untersuchung ergab, dass die Gewalttätigkeit von Eltern umso höher war, je mehr sie der Ansicht waren, dass es von ihnen abhinge, ob ihre Kinder später genug Geld verdienen, um auf eigenen Füßen zu stehen. Wo der Ehrgeiz ausgeprägter war, durch eigene Aktivitäten den Kindern eine gesicherte Zukunft zu ermöglichen, lag

tendenziell auch die Gefahr der Gewaltanwendung näher (WAHL 1990: 138). Annette ENGFER beschreibt als ein Ergebnis zweier empirischer Untersuchungen über gewaltfördernde Bedingungen in so genannten 'Normalfamilien' ein Syndrom elterlicher Gefühle, das auf der einen Seite Hilflosigkeit und Überforderung enthielt. Auf der anderen Seite schloss dieses Syndrom eine Art Perfektionismus ein, den Anspruch, in der Erziehung der Kinder alles richtig machen zu wollen, der mit der Vorstellung verknüpft ist, dass Kinder auf keinen Fall verwöhnt werden dürfen und dass sie ihren Eltern unbedingt gehorchen müssen (ENGFER 1991a: 113). Eltern geraten dann in die Zwickmühle zwischen erhöhte Anforderungen an die Erziehung, Erwartungs- und Leistungsdruck und ihre begrenzten Möglichkeiten. Von sehr deprivierten Eltern wird allerdings oft eine resignative Haltung und Demoralisierung indirekt auch weitergegeben, indem sie von ihren Kindern leistungsmäßig wenig erwarten und keine Kontakte zur Schule halten usw.

Für die Kinder und Jugendlichen werden als Begleiterscheinung gesellschaftlicher Modernisierung die generell erhöhten Anforderungen im Umgang mit Unsicherheiten und Ambivalenzen genannt. In vielen Bereichen (Geschlechtsrollen, Partnerschaft, Berufslaufbahn) werden Optionen eröffnet und hohe Erwartungen an Selbstverwirklichung und Glück geweckt, aber die Verarbeitung von Risiken und Krisen bleibt dem Einzelnen überlassen. "Typisch ist heute..., dass die Unterschiede schichtspezifischer Leistungsnormen sich abschleifen, zudem eine 'Entgrenzung von Kindheit' und Verlängerung der Jugend- und Ausbildungsphase stattfinden. Horizontale Ausdifferenzierungen von Lebensstilen treffen hier mit vertikalen Angleichungstendenzen zusammen. Als Folge lässt sich eine Angleichung der Vorstellungen über das Leben und Streben nach Glück 'hier und jetzt' beobachten. Unaufschiebbar Ansprüche artikulieren Kinder und Jugendliche vermehrt selbst. Quer durch die Schichten versuchen sie, ihr Dasein als Erlebnis und Abwechslung zu inszenieren... Heranwachsende, Kinder und Jugendliche sind Akteure der Schichtgrenzenüberschreitung. Sie überfordern damit oft die sozialen Kompetenzen ihrer Eltern wie auch deren Finanzkraft. Die Anforderungen an die materielle Ausstattung der Familienhaushalte sowie an die pädagogisch-sozialen Kompetenzen der Eltern wechseln ständig und wachsen zudem" (BIEBACK/MILZ 1995: 15).

Chancen werden im Wesentlichen über schulische Erfolge eröffnet, da sie die Verteilung von Arbeitsmarktoptionen bestimmen. Besuchten 1970 noch ca. 21 % aller 19 – 20 -jährigen eine Schule einschließlich Berufsschule, Berufsfachschule und Hoch-

schule, waren es 1986 bereits 56 % dieser Altersgruppe (BERTRAM 1988: 70). Der Lebensweg der Kinder ist zunehmend von dem Durchlaufen verschiedener Institutionen gekennzeichnet: Kindergarten und Schule spielen eine große Rolle, bedingen aber auch Probleme in den Familien durch ihren 'Universalisierungsdruck': Kinder müssen einen bestimmten Standard im Verhalten und in der Leistung erreichen. BECK (1986) nennt das die zunehmende formale Institutionalisierung des Lebenslaufs. Die Institutionen haben wenig Geduld und personell auch nicht die entsprechenden Kapazitäten, um auf differenziertere Lebenslagen von Kindern eingehen zu können. Soziale Arbeit muss hier teilweise ausbaden, was in den Schulen fehlt. So mangelt es bspw. an pädagogischen Konzepten, die stärker die sozialen Kompetenzen der Einzelnen in den Erziehungsprozess einbeziehen, statt hauptsächlich die kognitiven Möglichkeiten der Kinder zu fördern. Die Eltern müssen ein partnerschaftlicheres Verhältnis zur Schule lernen. In dieser Hinsicht ergibt sich eine weitere, wichtige Aufgabe der Erziehungshilfen; denn auch hier sind Verhandeln und Partizipation notwendig, Vermittlung zwischen Familien und Lehrerinnen. Kinder brauchen diese Vermittlung, um den Übergang zwischen diesen Welten besser bewältigen zu können. "Solche Alltäglichkeit – meine alltägliche Wirklichkeit – gliedert sich in gleichsam verschiedene Zonen, in Alltagswelten, z. B. der Familie, der Schule, der Öffentlichkeit, der Arbeit; die Vermittlung zwischen diesen verschiedenen Alltagswelten ist mühsam... Schwierigkeiten, die sich für Kinder beim Wechsel aus der Familie, im Kindergarten und Schule ergeben, sind ebenso ein Beleg für die Dramatik solcher Übergänge, wie die Unsicherheit z. B. von Ratsuchenden, vor allem aus der Unterschicht, wenn sie mit den so anderen Umgangs- und Sprachgepflogenheiten eines Amtes konfrontiert sind" (THIERSCH 1978: 223). Die wachsende Institutionalisierung als Kehrseite der Individualisierung hat zur Folge, dass die Gestaltungs- und Entscheidungsmöglichkeiten von Frauen und Männern neben der persönlichen auch eine institutionelle Seite haben. Mangelhafte institutionelle Lösungen (Kindergärten, flexible Arbeitszeiten, soziale Sicherungen usw.) potenzieren Beziehungs- und Familienkonflikte. Bisher geht z. B. unser Schulsystem selbstverständlich noch davon aus, dass Kinder nur vormittags in der Schule zu betreuen sind, und überlässt den Nachmittag mit der Hausaufgabenbewältigung der Familie. Wenn die Schule in eigener Regie die nachmittägliche Hausaufgabenbetreuung übernehme, würden viele Eltern wesentlich entlastet (BECK 1986: 176). Mangelnde Kinderbetreuungsmöglichkeiten halten allein erziehende Mütter in der Sozialhilfe fest – abgesehen von grundsätzli-

chen Arbeitsmarktchancen und der grundsätzlichen strukturellen Rücksichtslosigkeit der Arbeitswelt gegenüber den Belangen von Familien.

1.4 Es stellt sich nun die Frage: Was sind nützliche Dinge, die ein Mensch benötigt, um den Wandel durchzustehen?

In Zeiten, in denen Familien besonderen Herausforderungen ausgesetzt sind, die zu einer Destabilisierung beitragen, sind Programme zur Stabilisierung von Eltern und Familien von besonderer Bedeutung.

Die Anpassungsprozesse der Eltern und Kinder an diese zuvor beschriebenen herausfordernden Umstände sind sehr vielfältig ausgeprägt. Als bedeutsame Einflussfaktoren auf die Entwicklung der Kinder nimmt Elternttraining diese Aspekte in den Blick und macht die Lern- und Anpassungsprozesse zum Inhalt ihrer Angebote.

Die Orientierung an der großen Vielfalt von Erscheinungsformen unterschiedlicher Lebensentwürfe ist unter dem Schlagwort 'Familienorientierung' ein konzeptionell verankertes fachliches Prinzip von Elternarbeit. Es wird gefordert, den Eltern in einer partnerschaftlichen, ihre Kompetenzen anerkennenden und unterstützenden Weise zu begegnen.

Was aber bedeuten diese Schlagworte für jeden Einzelnen? Wie definieren Eltern Partnerschaftlichkeit und Unterstützung? Was bedeuten diese Schlagworte für konkrete, nachvollziehbare Handlungen in der Zusammenarbeit mit den Eltern?

Als gedankliche Grundlage der Zusammenarbeit mit den Eltern im Rahmen der Erziehungshilfe erscheint es sinnvoll, anzuerkennen, dass die Eltern durch ihr Kind in herausfordernde Lebensumstände geraten, die notwendiger Weise verarbeitet werden müssen, und zwar so, dass ihre Handlungsfähigkeit und ihr psychisches Wohlbefinden erhalten werden kann. Die Erfahrung zeigt, dass Eltern – neben dem Erleben von Belastungen – auch Kompetenzen entwickeln, solche Herausforderung anzunehmen und anzugehen.

Verfolgt man diesen Gedanken weiter, so stößt man u. a. auf das Denkmodell der 'Salutogenese', das in den 70er Jahren vom israelischen Medizinsoziologen Aron ANTONOWSKY gegründet wurde. Im Unterschied zum Denkmodell der Patogenese ('Was macht uns krank') forschte er nach Faktoren und Wirkungszusammenhängen, die das Gesundbleiben (im Sinne körperlicher und seelischer Gesundheit aber auch Handlungsfähigkeit) trotz herausfordernder Lebensumstände ermöglichen.

ANTONOWSKYs (1923-1994) zentrale Fragestellung war: Warum bleiben Menschen – trotz vieler potentiell gesundheitsgefährdender Einflüsse – gesund? Wie schaffen sie es, sich von Erkrankungen wieder zu erholen? Was ist das Besondere an Menschen, die trotz extremster Belastungen nicht krank werden? ANTONOWSKY hat für die Blickrichtung, die in dieser Fragestellung enthalten ist, den Neologismus 'Salutogenese' (salus, lateinisch: Unverletzlichkeit, Heil, Glück; Genese, griechisch: Entstehung) geprägt, um den Gegensatz zur bisher dominierenden 'Patogenese' des biomedizinischen Ansatzes und des derzeitigen Krankheitsmodells, aber auch des Risikofaktorenmodells hervorzuheben. Salutogenese bedeutet für ANTONOWSKY nicht nur die Kehrseite einer patogenetisch orientierten Sichtweise. Seine Vorstellungen über die Entstehung von Gesundheit ist von systemtheoretischen Überlegungen beeinflusst: Gesundheit ist kein normaler, passiver Gleichgewichtszustand, sondern ein labiles, aktives und sich dynamisch regulierendes Geschehen. Die salutogenetische Blickrichtung wird als wichtige und unverzichtbare Erweiterung der Patogenese gesehen.

Aus dem Denkmodell der Patogenese stammt die Erforschung von Risikofaktoren für die Entwicklung und deren Kumulationseffekte. Das Denkmodell der Salutogenese (Was hilft uns, gesund zu bleiben?) lenkt den Blick auf 'protektive Faktoren' oder 'Schutzfaktoren'. Damit sind zum einen personale Fähigkeiten, aber auch soziale Gegebenheiten sowie deren Zusammenspiel gemeint.

Für die positiven Auswirkungen der protektiven Faktoren wurde im englischen Sprachgebrauch der Begriff 'Resiliency' eingeführt, der ins Deutsche zunächst mit 'psychischer Widerstandsfähigkeit' übersetzt wurde und mittlerweile auch als 'Resilienz' eingebürgert ist.

1.4.1 Ergebnisse der Resilienzforschung

Lebenserfahrungen, in denen Subjekte sich und ihr Leben selbstgestaltend konstruieren können, in denen sie sich in ihren Identitätswürfen als aktive Produzenten ihrer Biographie begreifen können, sind offensichtlich wichtige Bedingungen der Gesunderhaltung. Im 'salutogenetischen' Modell werden die Ressourcen in den Mittelpunkt der Analyse gestellt, die ein Subjekt mobilisieren kann, um mit belastenden, niedrigen und widersprüchlichen Alltagserfahrungen produktiv umgehen zu können und nicht krank zu werden.